

Stanisław
Lem
Das
Hospital
der
Verklärung

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2793

Der erste Roman Stanisław Lems, 1948 entstanden, noch bevor Lem als Science-fiction-Autor debütierte, spielt Anfang der vierziger Jahre im besetzten Polen und erweist sich, wie Heinrich Vormweg in der *Süddeutschen Zeitung* schrieb, »als das verblüffend originelle, präzise komponierte, eine bedrängende Erfahrung exemplarisch ins Bild hebbende Werk eines jungen Autors, der auf der Höhe der literarischen Möglichkeiten der Moderne seine eigene Diktion findet«.

Der junge Arzt Stefan tritt seine Stellung in einem Hospital für Geisteskranke an, und schon bald wird ihm die besondere Atmosphäre an diesem Ort bewußt. Er beobachtet diese seltsame Umwelt mit Verwirrung und hat mehr und mehr das Gefühl, Mitverantwortung zu tragen. Der Einbruch der Brutalität durch SS-Truppen, die das Krankenhaus besetzen und die Insassen liquidieren, läßt alle Fassaden der Konventionalität zwischen den Kollegen zusammenstürzen.

Stanisław Lem
Das Hospital der Verklärung

Roman

Aus dem Polnischen
von Caesar Rymarowicz

Suhrkamp

Titel der polnischen Originalausgabe: *Czas nieutracony*,
Kraków: Wydawnictwo Literackie 1955
Übersetzung des Vorworts: Klaus Staemmler
Das Hospital der Verklärung erschien 1982
als suhrkamp taschenbuch 761

2. Auflage 2022

Erste Auflage dieser Ausgabe 1998
suhrkamp taschenbuch 2793
© by Stanisław Lern 1955
Alle deutschsprachigen Rechte
beim Insel Verlag, Frankfurt am Main und Leipzig
Nutzung der deutschen Übersetzung von Caesar Rymarowicz mi
freundlicher Genehmigung des Verlags Volk und Welt, Berlin
Lizenzausgabe des Insel Verlags
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: BoD GmbH, Norderstedt
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-518-39293-5

VORWORT ZUM
»HOSPITAL DER VERKLÄRUNG«

DAS HOSPITAL der Verklärung«, meinen ersten Roman, schrieb ich 1948. Das im folgenden Jahr dem Verlag Gebethner und Wolff eingereichte Manuskript übernahm nach Auflösung dieser Firma der Verlag »Książka i Wiedza« (Buch und Wissen). Seine Lektoren meinten, der Roman könne nicht herausgebracht werden, da er der damals entstandenen Rezeptur des sozialistischen Realismus nicht entspreche, und veranlaßten mich, ihm eine ›Fortsetzung‹ in Form von zwei weiteren Bänden zu geben, deren Niederschrift ich 1951 beendete; doch auch dann noch weckte der Roman so viele Bedenken, daß er erst Ende 1955 im Krakauer »Wydawnictwo Literackie« (Literarischer Verlag) erschien. So verzögerte sich mein Debüt um sieben Jahre und nahm eine völlig andere Gestalt an als die ursprünglich beabsichtigte. Nunmehr habe ich mich entschlossen, das Buch in seiner frühesten Form wieder herauszugeben, das heißt, ich mache aus dem ersten Band der Trilogie »Die nichtverlorene Zeit« (deutscher Titel der DDR-Ausgabe: Die Irrungen des Dr. Stefan T.) ein selbständiges Werk, wie es das nach meiner Überzeugung, der Überzeugung eines angehenden Autors, sein sollte. Heute fällt es mir schwer, die Motive der Lektoren zu verstehen, die bei der Beurteilung des Romans das Argument des ›Gegengewichts‹ und andere kompositorische Seltsamkeiten benutzten, und ebenso mich an die unzähligen Varianten der beiden weiteren Bände zu erinnern, die immer wieder neu geschrieben und geändert wurden, auch das unter dem Einfluß unzähliger Beratungen in den Verlagen. Ich möchte ganz einfach unter jenen Überlagerungen die entschwundene Form des Buches heraus Schälen, das ich vor sechsundzwanzig Jahren geschrieben habe,

denn es enthielt meine Erfahrungen aus der Zeit des Krieges und der Okkupation, allerdings nicht autobiographische Elemente, sondern nur den Versuch, meinem damaligen Verhältnis zur erkannten Welt Ausdruck zu verleihen.

Kraków, im August 1974

Stanisław Lem

DAS BEGRÄBNIS

DER ZUG hielt nur ganz kurz in Nieczawy. Stefan hatte kaum Zeit, sich durch die Tür zu zwängen und abzuspringen, da zog die Lokomotive auch schon schnaufend an, und hinter ihm begannen die Räder zu rattern. Seit mehr als einer Stunde wurde er das beklemmende Gefühl nicht los, das Aussteigen zu versäumen, und dieses Problem überschattete alles, selbst den Zweck seiner Reise. Nun, da er, der stickigen Wärme des Abteils entronnen, gierig die frische, fast schneidend kalte Luft einatmete, befreit und ratlos zugleich, kam er sich vor wie aus einem schweren Traum erwacht.

Es war einer der letzten Februartage. Lichte Wolken mit weißglühenden Rändern bedeckten den Himmel. Vom Schmelzwasser unterspült, sackte der Schnee in den Schluchten und Mulden zusammen, gab Stoppelfelder und Gebüsch frei, morastige Wege und lehmige Hänge. Das Chaos – der Herold allen Wandels – war in das eintönige Weiß der Landschaft getreten.

Die Überlegung mußte Stefan büßen; er trat fehl, Wasser lief ihm in den Schuh. Er schauderte. Das immer schwächere Schnaufen der Lokomotive verschwand schließlich hinter der Hügelkette von Bierzyniec, und nun ließ sich ein zirpendes Geräusch vernehmen, jenes allgegenwärtige, unlokalisierbare, eintönige Raunen der Schmelze. Vor der langgestreckten Anhöhe wirkte Stefan in seinem haarigen Raglanmantel, seinem weichen Filzhut und den Halbschuhen gänzlich fehl am Platze, und er war sich dessen auch bewußt. Gleißende Rinnsale stürzten emsig den Weg herab, der zum Dorf emporklomm. Von Stein zu Stein hüpfend, erreichte Stefan die Kreuzung und warf einen Blick auf die Uhr. Es war kurz vor

eins. Die Stunde der Beerdigung stand zwar nicht genau fest, aber Stefan wollte auf keinen Fall zu spät kommen. Der Leichnam war bereits am Vortag von Kielce übergeführt worden. Der Sarg müßte also schon in Onkel Ksawerys Haus sein. Vielleicht hatte man ihn auch in der Kirche aufgestellt, denn das Telegramm enthielt den unklaren Hinweis auf eine Messe. Oder hieß es Exequien? Stefan vermochte sich nicht zu erinnern, überdies ärgerte es ihn, daß er seine Gedanken an liturgische Fragen verschwendete. Zum Haus des Onkels waren es zehn Minuten Weg, zum Friedhof ebensoviel; wenn der Trauerzug aber zur Kirche abbog . . . Stefans Unschlüssigkeit wuchs. Er näherte sich der Landstraße, blieb in der Kurve stehen, ging ein Stück zurück und hielt von neuem an. Da sah er in einiger Entfernung einen alten Bauern den Feldrain entlangschreiten, ein Kreuz auf den Schultern, wie es gewöhnlich dem Begräbniszug vorangetragen wird. Stefan wollte den Bauern anrufen, wagte es aber nicht. Mit zusammengebissenen Zähnen wandte er sich eilig dem Friedhof zu. Der Bauer langte unterdessen an der Friedhofsmauer an und verschwand. Es blieb verborgen, ob er weiter zum Dorf ging. Stefan schlug also verzweifelt die Mantelschöße hoch, hielt sie wie einen Weiberrock und setzte mit immer halbrecherischerer Geschwindigkeit über die Pfützen. Die Straße zum Friedhof führte im Bogen an einem kleinen Hügel vorbei, der dicht mit Haselnußsträuchern bewachsen war. Stefan lief querfeld-ein, ohne auf den nachgiebigen Schneematsch und die Weidenruten, die sein Gesicht peitschten, zu achten. Am Saum des Gehölzes sprang er auf die Straße hinunter und sah sich neben dem Friedhof. Still war es hier und menschenleer; von dem Bauern keine Spur. Stefans Eile war mit einemmal verflogen. Finster musterte er seine bis an die Knöchel kotbespritzten Füße; erhitzt, nach Atem ringend,

warf er einen Blick über die Pforte. Keine Menschenseele. Er stieß die Pforte auf. Sie knarrte entsetzlich und verstummte mit einem kläglichen Ächzen. Schmutziger, verharschter Schnee bedeckte in erstarrten Wellen die Gräber, trichterförmig geöffnet um das Fußgestell der Kreuze, deren hölzerne Reihen bis an ein Holundergebüsch reichten; dahinter standen die Grabsteine der Seelenhirten von Nieczawy, ein wenig abseits lag die Gruft der Familie Trzyniecki, alle anderen Gräber überragend, schwarz, in goldenen Lettern die Namen und Daten, drei Birken am granitenen Kopfende. In dem Zwischenraum, der wie ein Niemandsland die Gruft vom Friedhof trennte, klaffte eine frisch ausgehobene Grube. Der gelbe Lehm wirkte in dem Weiß ringsum wie ein Schandfleck. Stefan blieb verduzt stehen. Offenbar war kein Platz mehr frei in der Gruft, und da die Zeit oder auch die Mittel zu ihrer Erweiterung fehlten, mußte ein Trzyniecki wie der erste beste im Lehm verscharrt werden; Stefan malte sich aus, mit welchen Gefühlen Onkel Anzelm die Überführung der sterblichen Hülle angeordnet haben mochte. Einen anderen Weg aber gab es nicht: Alle Trzynieckis wurden hier beigesetzt, war Nieczawy doch einst Familienbesitz gewesen; und obwohl nur Onkel Ksawerys Haus übriggeblieben war, hielt sich dieser Brauch. Bei jedem Todesfall sandte die Familie ihre Vertreter aus ganz Polen zur Beerdigung.

An den Kreuzen und den Holunderzweigen hingen Eiszapfen, von denen lautlos Wasser tropfte und den Schnee durchlöcherte. Stefan verharrte eine Weile an dem offenen Grab. Eigentlich hätte er sich nun zu Onkel Ksawery begeben müssen, aber er verspürte wenig Lust dazu und schlenderte lieber zwischen den Kreuzen des Dorffriedhofs weiter. Die auf kleinen Täfelchen mit Draht eingebrannten Namen hatten sich in schwarze Flecke verwan-

delt, viele waren auch schon ganz verschwunden und hatten das blanke Holz hinterlassen. Mit kalten Füßen stapfte Stefan durch den Schnee und umrundete den Friedhof; da fiel ihm ein Grab auf, das ein großes Birkenkreuz trug. Auf einem Stück Blech, das darangenagelt war, stand in verschnörkelter Schrift:

Gib, der du vorübergehst, dem Polenlande Kunde,
hier ruhen seiner Söhne viel, treu bis zur letzten Stunde.

Und dann folgten Namen mit dem jeweiligen Dienstgrad. Als letzter war ein unbekannter Soldat aufgeführt, darunter das Datum: September 1939. Nicht einmal sechs Monate waren seitdem vergangen, aber die Aufschrift wäre längst in Regen und Frost verblichen, hätte nicht eine sorgende Hand sie in treuem Gedenken immer wieder erneuert. Von diesem Gedenken zeugten auch die Tannenzweige, mit denen das auffallend kleine Grab bedeckt war; es schien kaum glaublich, daß mehrere Menschen darin ruhten. Stefan verweilte längere Zeit, bewegt und unsicher zugleich, denn er wußte nicht, ob er den Hut abnehmen sollte; da er sich nicht entschließen konnte, ging er weiter. Der naßkalte Schnee setzte ihm hart zu. Er schlug die Schuhe aneinander und sah von neuem auf die Uhr. Es war zwanzig Minuten nach eins. Nun mußte er sich aber beeilen, wollte er rechtzeitig beim Onkel sein. Doch Stefan meinte, daß er seine feierliche Teilnahme an der Beerdigung beträchtlich vereinfachen konnte, wenn er gleich hier auf den Trauerzug wartete; so machte er noch einmal kehrt und blieb wieder vor der Grube stehen, die Onkel Leszeks sterbliche Überreste aufnehmen sollte. Er warf einen Blick hinein und stellte fest, daß sie sehr tief war. Da ihm die Bestattungstechnik kein Geheimnis war, begriff er gleich, daß das Grab mit Vorbedacht tiefer ausgehoben worden war, damit später noch ein Sarg darin

Platz finden könnte – der von Tante Aniela, Onkel Leszeks Witwe. Diese Entdeckung berührte ihn wie eine unbeabsichtigt belauschte Gemeinheit; unwillkürlich wich er einige Schritte von der Grube zurück, und die Reihen der schiefen Kreuze rückten wieder in sein Gesichtsfeld. Er schien durch die Einsamkeit überempfindlich geworden zu sein, denn der Umstand, daß die Vermögensunterschiede auch in einer Versammlung von Toten weiterbestanden, dünkte ihn absurd und niederträchtig. Er schöpfte ein paarmal tief Atem. Völlige Stille herrschte. Vom nahen Dorf drang nicht der geringste Laut herüber, selbst die Krähen, deren Krächzen Stefan auf seiner Wanderung begleitet hatte, waren nun verstummt. Die kurzen Schatten der Kreuze lagen auf dem Schnee, die Kälte strömte von den Füßen durch den Leib bis ans Herz. Geduckt schob Stefan die Hände in die Taschen. In der rechten fand er ein Päckchen – ein paar Schnitten, die die Mutter ihm zugesteckt hatte, als er aus dem Hause ging. Er hatte plötzlich Hunger, zog das Päckchen hervor und wickelte ein Schinkenbrot aus dem dünnen Papier. Er führte die Schnitte zum Munde, brachte es jedoch nicht über sich, an dem offenen Grab zu essen. Er suchte sich einzureden, es sei dummer Aberglaube; denn was war das hier im Grunde weiter als ein tiefes Loch im Lehm Boden – trotz alledem: Er konnte sich nicht überwinden. Das Brot in der Hand, schritt Stefan dem Ausgang zu, vorbei an Kreuzen ohne Namen, an deren unförmigen Gestalten man vergebens nach individuellen Zügen forschen mochte, die von ihren postumen Eigentümern Zeugnis ablegen könnten. Ihm kam der Gedanke, die Sorge um die Erhaltung der Gräber sei Ausdruck des in graue Vorzeit zurückreichenden Glaubens, daß die Toten, ungeachtet der Behauptungen der Religion, dem unleugbaren Fäulnisprozeß zum Trotz, ja entgegen dem Zeugnis der Sinne, tief unten in der Erde

eine Existenz führen, die vielleicht unbequem, sogar widerwärtig, aber immerhin eine Existenz sei und die so lange währe, wie über der Erde noch irgendwelche Erkennungszeichen ständen.

Stefan erreichte die Pforte und blickte noch einmal von fern auf die Reihen der in Schnee getauchten Kreuze und den gelblichen Fleck der ausgehobenen Grube; dann trat er auf die schlammige Straße hinaus. Bei seiner letzten Überlegung kam ihm die Sinnlosigkeit der Bestattungszeremonien so recht zum Bewußtsein, und er empfand seine Beteiligung an dem bevorstehenden Leichenbegängnis als geradezu peinlich. Einen Augenblick zürnte er fast den Eltern, daß sie ihn zu dieser Eskapade veranlaßt hatten, die um so befremdender war, als er hier eigentlich nicht in eigener Person, sondern an Stelle seines erkrankten Vaters erschien.

Er kaute jetzt langsam an seinem Schinkenbrot, feuchtete die Bissen mit Speichel an und schluckte sie beinahe mit Anstrengung hinunter, denn die Kehle war ihm ausgedörrt. In seinem Kopf jagten sich die Gedanken. Ja, so ist es sicherlich, dachte er, die Menschen glauben an dieses »Weiterleben der Toten« mit einem Teil ihres Wesens, der allen weltlichen Argumenten verschlossen sein muß; denn wäre die Gräberfürsorge nur ein Ausdruck der Liebe und Trauer um den Verschiedenen, so würde sie sich mit der Pflege der sichtbaren, der »überirdischen« Form des Grabes zufriedengeben. Führte man aber die Motive der menschlichen Bestattungstätigkeit auf solche Gefühle zurück, dann bliebe unerklärlich, weshalb soviel Mühe auf die Bequemlichkeit des Leichnams verwandt wurde, indem man ihn kleidete, ihm ein Kissen unters Haupt legte und ihn in ein Futteral einschloß, das den größtmöglichen Schutz gegen das Wirken der Naturkräfte bieten sollte. Einem solchen Tun liegt gewiß ein obsku-

rer, vernunftwidriger Glaube an das Weiterleben der Toten zugrunde, an dieses entsetzliche, schaudererregende Einkapseltsein im Sarg, das gemäß einer inneren Gewißheit der Bestattenden offenbar doch einer vollständigen Vernichtung und Einswerdung mit der Erde vorzuziehen ist.

Ohne es gewahr zu werden, hatte Stefan den Weg zum Dorf eingeschlagen, wo der Kirchturm in der Sonne funkelte. Plötzlich sah er, daß sich in der Biegung der Landstraße etwas rührte, und bevor er erfaßt hatte, was dort geschah, hatte er rasch das Brot in die Tasche gesteckt.

Dort, wo die Chaussee die steile Lehmwand des Hügels umging, erschien der Trauerzug. Die Leute waren noch so weit entfernt, daß Stefan die Gesichter nicht erkennen konnte. Er sah nur das Kreuz, das vorangetragen wurde, dahinter wie weiße Tupfen die Priesterornate, das Verdeck eines Autos und eine Menge kleiner Figuren, die sich so langsam fortbewegten, als träten sie auf der Stelle. Das geschah sicherlich in einem feierlichen Wiegen, aber verkleinert durch die Entfernung wirkte dieses Auf und Ab nahezu grotesk. Es fiel schwer, diese Begräbnisgesellschaft en miniature ernst zu nehmen und sie mit der gezielten Andacht zu erwarten; nicht weniger Überwindung kostete es, ihr entgegenzutreten. Der Trauerzug sah aus wie eine zusammengewürfelte Versammlung von schwarzen Puppen, die am Fuße der lehmigen Steilwand dahinglitten. Der Wind wehte Fetzen unverständlichen Gesangs herüber. Stefan wäre gern so schnell wie möglich dort gewesen, aber er traute sich nicht vom Fleck und wartete reglos, den Hut in der Hand und die Haare vom Winde zerzaust, am Straßengraben. Ein Fremder hätte nicht entscheiden können, ob er ein verspäteter Teilnehmer an der Trauerfeier oder nur ein zufälliger Passant sei. Die Gestalten wuchsen in dem Maße, wie sie sich

näherten, und unmerklich überschritten sie die Grenze jener Entfernung, die dem Schauenden einen so sonderbaren Eindruck vermittelt hatte. Nun endlich erkannte Stefan den alten Bauern, der mit dem Kreuz voranging, die beiden Priester, den langsam hinterdreinfahrenden Lastkraftwagen aus dem nahen Sägewerk und schließlich die in heilloser Unordnung einerschreitende Familie. Die Bäuerinnen sangen ohne Pause, monoton und unharmnisch. Als der Zug nur noch etwa ein Dutzend Schritt von Stefan entfernt war, begann die Kirchenglocke zu läuten – zunächst gab sie nur einige ungleich laute Töne von sich, aber dann klang sie voll und stark; ihr Dröhnen füllte majestätisch die Landschaft. Als die Glocke erschallte, dachte Stefan, daß es wohl der kleine Wicek von Szymczaks gewesen war, der da am Seil gezogen hatte; und dann hatte ihn sicherlich der einzig zum Glockenläuten berufene rothaarige Tomek verjagt. Doch gleich darauf fiel ihm ein, daß der »kleine« Wicek ja nun längst ein Bauernbursche in seinem, Stefans, Alter war und daß von Tomek gewiß jede Spur fehlte, seit er in die Stadt gezogen war. Aber offenbar kämpfte die junge Generation von Nieczawy noch immer um das Recht, am Glockenstrang zu ziehen.

Im Leben gibt es Situationen, die kein Lehrbuch der guten Manieren vorsieht und die so schwierig und heikel sind, daß man sie nur mit viel Taktgefühl und Selbstvertrauen meistern kann. Stefan, dem diese Tugenden völlig abgingen, hatte keine Ahnung, wie er sich in den Zug eingliedern sollte, und er stand daher unschlüssig da in der Gewißheit, bemerkt worden zu sein, was seine Verwirrung nur noch steigerte. Zum Glück machte der Zug vor der Kirche halt, einer der beiden Priester trat an den Wagen heran und richtete eine Frage an den Fahrer, der zur Bestätigung nickte. Mehrere Bauern, die Stefan nicht

kannte, kletterten auf den Wagen und schickten sich an, den Sarg herunterzulassen. Stefan nützte das Durcheinander und gesellte sich rasch zu der um das Auto versammelten Gruppe. Er hatte gerade Onkel Ksawerys untersetzte Gestalt mit dem grauhaarigen, tief zwischen den Schultern steckenden Kopf entdeckt – er stützte Tante Aniela, die ganz in Schwarz war –, als gedämpfte Rufe erklangen: Es wurden mehr Träger für den Sarg gebraucht. Stefan war sogleich zur Stelle; da er jedoch die Fassung verlor – wie immer, wenn vor aller Augen eine auch nur einigermaßen verantwortungsvolle Tätigkeit ausgeführt werden sollte –, äußerte sich seine Bereitwilligkeit zu handeln lediglich in einem nervösen Trippeln um den Wagenkasten; schließlich schwankte der Sarg ohne seine Hilfe über die Köpfe der Anwesenden hinweg, und ihm blieb nur eine Pelzjoppe, die Onkel Anzelm, Vaters ältester Bruder, im letzten Augenblick abgeworfen und ihm zu halten gegeben hatte.

Die Joppe über dem Arm, betrat Stefan die Kirche. Als einer der letzten zwar, doch in der Überzeugung, ebenfalls einiges zum erfolgreichen Ablauf der Zeremonie beizutragen, wenn er jenen riesigen Bärenpelz schleppte. Die Glocke beendete ihr monotones Läuten mit einem klagenden Ton, die Priester zogen sich eine Weile zurück und erschienen wieder. Inzwischen hatte die Familie auf den Bänken Platz genommen, und vom Altar ertönten die ersten lateinischen Worte der Exequien.

Eigentlich hätte Stefan sich setzen können, denn die Bänke boten genügend Platz, und Onkels Pelz gehörte auch nicht gerade zu den leichtesten, aber er zog es vor, mit seiner Last weit hinten im Kirchenschiff stehenzubleiben, vielleicht gerade, weil ihm das schwerfiel und seine vorherige Schüchternheit dadurch gewissermaßen kompensiert wurde. Der Sarg stand bereits vor dem Altar,

und Onkel Anzelm, der die Kerzen an der Bahre angezündet hatte, kam von dort schnurstracks auf Stefan zu, der ein wenig aus der Fassung geriet – er hatte sich auf die Dunkelheit verlassen, die am Fuß seines Pfeilers herrschte. Der Onkel packte Stefan zum Gruß an den Schultern und flüsterte in das Psalmodieren des Priesters hinein: »Der Vater ist wohl krank?«

»Ja, Onkel. Er hatte gestern einen Anfall.«

»Die Steine, wie?« fragte der Onkel in seinem entsetzlichen Flüsterton und schickte sich an, Stefan den Pelz abzunehmen. Aber Stefan wollte ihn nicht hergeben und stammelte: »Nein, ich bitte dich, ich kann ihn doch ohne weiteres . . .«

»Gib den Pelz schon her, du Esel, hier ist es ja hundekalt!« sagte der Onkel fast laut, wenn auch gutmütig, warf die Joppe über die Schultern, steuerte auf die Bank zu, wo die Witwe saß, und ließ Stefan wie vor den Kopf gestoßen stehen; der junge Mann fühlte noch eine geraume Weile, wie seine Wangen brannten.

Dieser im Grunde unbedeutende Vorfall verleidete ihm den Aufenthalt in der Kirche. Er kam erst wieder zu sich, als er Onkel Ksawerys ansichtig wurde, der in der letzten Bankreihe im äußersten Winkel saß. Nahezu getröstet, stellte er sich vor, wie unwohl sich Ksawery fühlen mußte, er, der militante Atheist, der jeden neuen Propst zu bekehren versuchte. Er war ein alter Junggeselle und Wahrheitsapostel, ein fanatischer Abonnent der rationalistischen Buchreihe Boy-Zeleńskis, ein Verfechter der Geburtenregelung und zudem der einzige Arzt im Umkreis von zwei Meilen. Seinerzeit hatten die Verwandten aus Kielce versucht, ihn aus dem alten Hause zu vertreiben, und hatten in den Kreis- und Bezirksgerichten einen jahrelangen Kampf gegen ihn geführt. Aber Ksawery gewann nicht nur alle Prozesse, sondern er zahlte den lie-

ben Verwandten obendrein so geschickt heim – wie er sagte –, daß sie ihm nichts anhaben konnten. Jetzt saß er zusammengesunken auf seinem Platz, seine großen Hände ruhten reglos auf dem Pult, und von der Familie, über die er den Sieg davongetragen, trennte ihn eine ganze Bank.

Die brausenden Töne der Orgel weckten in Stefan den Widerhall seiner einstigen glühenden und demütigen Frömmigkeit, die seine kindliche Seele versengt hatte; Orgelmusik war für ihn immer etwas Erhabenes gewesen. Die Exequien wurden in der vorgeschriebenen Ordnung vollzogen: Der eine Priester entzündete an einem kleinen Lämpchen den Weihrauch und umschritt den Sarg, der in Wolken aromatischen, wengleich brandig riechenden Rauches gehüllt wurde. Stefans Blick suchte die Witwe – sie saß in der zweiten Bank, geduckt und gottergeben, auffallend gleichgültig gegenüber den Worten der Priester, die mit ihren gewundenen lateinischen Perioden in einer feierlich-aufdringlichen Weise immer wieder ihren Namen und den des Toten skandierten, jedoch nicht an das Gehör der Lebenden gewandt, sondern an die Vorsehung, und die baten sie, flehten sie an, geboten ihr geradezu Wohlwollen für ihn, den es nicht mehr gab.

Die Orgel verstummte, und der auf dem Katafalk aufgebahrte Sarg vor dem Altar mußte von neuem auf die Schultern gehoben werden. Aber jetzt versuchte Stefan nicht einmal, sich ihm zu nähern; alle standen auf und schickten sich hüstelnd an zu gehen. Als der Sarg unter sanftem Wiegen das dämmerige Kirchenschiff verließ, kippte er bedrohlich vornüber, aber sogleich brachte ihn ein ganzer Wald von hochgeschnellten Händen wieder ins Gleichgewicht, so daß er nun, etwas lebhafter schwankend, gleichsam angeregt durch das, was beinahe einge-

treten wäre, in das Licht der schon tief stehenden Sonne hinausglitt.

In diesem Augenblick ging Stefan ein alberner und recht makabrer Gedanke durch den Sinn, nämlich, daß die Person in dem Sarg zweifellos Onkel Leszek war, denn der hatte stets, selbst bei den feierlichsten Anlässen, eine Vorliebe für kauzige Späße gehabt. Stefan erstickte diesen Gedanken sogleich im Keime oder vielmehr lenkte er ihn in die Bahnen einer vernünftigeren Argumentation: Das sei alles ungereimtes Zeug, der Sarg beherberge nicht den Onkel, sondern irgendein Überbleibsel von ihm, die Überreste seiner Person, die so peinlich und lästig sind, daß man diese ziemlich langatmige, komplizierte und unecht wirkende Geschichte ersonnen und in Szene gesetzt habe, um sie aus dem Bereich der Lebenden zu entfernen.

Unterdessen schritt Stefan mit den anderen hinter dem Sarge her, der auf das sperrangelweit geöffnete Friedhofstor zusteuerte. Der Trauerzug bestand aus etwa zwanzig Personen; in einiger Entfernung von dem Sarg machten sie einen recht sonderbaren Eindruck, denn ihre Kleidung war ein Mittelding zwischen Reisekluft – fast alle waren von weit her gekommen – und Besuchsgarderobe, wobei die schwarze Farbe überwog. Dazu trugen die meisten der Herren englische Schaftstiefel, und einige Damen gingen in stiefelähnlichen, sehr hohen Schnürschuhen mit Pelzbesatz. Einer der Herren – Stefan konnte ihn von hinten nicht erkennen – hatte einen Soldatenmantel ohne Dienstgradabzeichen um; die Schulterstücke schienen gewaltsam abgerissen. Dieser eng gegürtete Mantel, der Stefans Blick längere Zeit fesselte, war hier das einzige, was an die Kriegereignisse vom September erinnerte – doch nein, entschied Stefan im nächsten Augenblick, auch die Abwesenheit derer, die unter anderen Umständen ganz gewiß gekommen wären, so Onkel Antoni und Vetter

Piotr, beide in deutscher Gefangenschaft, war ein beredtes Zeugnis.

Der Gesang, vielmehr das Lamentieren der Bäuerinnen, die immer wieder »Gib ihm deinen Frieden, o Herr« anstimmten, war Stefan nur kurze Zeit lästig, denn bald drang er nicht mehr in sein Bewußtsein. Der Zug dehnte sich, ballte sich am Friedhofseingang zusammen und folgte dann im Gänsemarsch zwischen Gräbern hindurch dem hochgereckten Sarg. An der offenen Grube hoben die Gebete von neuem an. Stefan waren sie schon über, und er mußte sogar denken, wenn er gläubig wäre, so würde er diese unausgesetzte Wiederholung von Bitten als Aufdringlichkeit gegenüber dem Wesen empfinden, an das sie gerichtet wurden.

Ehe diese letzte Erwägung in ihm vollends Gestalt angenommen hatte, zupfte ihn jemand am Ärmel. Er wandte sich um und blickte in das breite, vom Pelzkragen eingerahmte, adlernasige Gesicht Onkel Anzelm, der ihn wie vorhin unbekümmert laut fragte: »Hast du heute schon was gegessen?« und, die Antwort gar nicht erst abwartend, rasch hinzufügte: »Brauchst nichts zu befürchten, es gibt Bigos!« Darauf klopfte er Stefan auf den Rücken und eilte gebeugt durch die Reihen der noch immer dem leeren Grab zugewandten Trauernden. Er tippte jeden einzelnen mit dem Finger an und bewegte dabei die Lippen, was Stefan sehr verwunderte, bis er das Verhalten des Onkels enträtselte: Anzelm zählte ganz einfach die Anwesenden. Nun erteilte er einem Burschen mit dröhnendem Flüstern eine Weisung; der zog sich mit ungelenktem Kratzfuß aus dem schwarzen Kreis zurück, hinter dem Friedhofstor aber nahm er die Beine in die Hand und rannte stracks zu Ksawerys Haus.

Onkel Anzelm, der seine Gastgeberrolle ausgespielt hatte, stellte sich, war es nun Absicht oder Zufall, wieder